

Naturgeschichte

der

merkwürdigsten fremden Thiere

von

J. G. L. Gressler.

Zweite Auflage.

Langensalza.

Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins.

1852.

sehr guter Art auf und ließ den unhöflichen Musikus ferner ungeschoren.

Das Nashorn

(Taf. IV.)

ist fast so groß wie der Elephant, hat aber keinen Rüssel und keine Hauer, sondern auf der Nase ein oder zwei Hörner, und diese Hörner bestehen nicht aus Elfenbein, sondern aus hornigen Fasern. Seine Haut ist völlig haarlos, und fast einen Zoll dick, kein Säbel durchhaut sie, keine Flintenkugel durchbohrt sie. Es frist nichts als Pflanzen und wälzt sich gern im Schlamm; friedlich und harmlos beleidigt es Niemanden, ist aber, wenn es angegriffen wird, ein gefährlicher und wegen seines Panzers schwer besiegbarer Feind. Wie Ritter Siegfried am Rücken, so hat es nur hinter dem Ohre eine Stelle, die verwundbar ist.

Sehr wüthend wird das Nashorn, wenn es glaubt, man wolle ihm seine Jungen nehmen.

Der Secretair von Batavia stieß einst auf einem Ritt in dem Wald an einem sumpfigen Orte auf ein Nashorn mit seinem Jungen. Das Nashorn stand auf, führte langsam sein Junges weiter in den Wald, und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indessen hatte einer seiner Begleiter die Verwegenheit, dem Thiere nachzureiten und ihm mit einem japanischen Säbel Hiebe auf den Hintern zu geben, die aber, wegen der dicken Haut, nur einige weiße Streifen zurück ließen. Das Thier ertrug sie geduldig, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war: dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurn Grunzen und Zähneknirschen gegen den Reiter, und zerriß ihm einen Stiefel in Feden; und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn das Pferd nicht flüger gewesen wäre als der Reiter. Es sprang zurück und floh

aus allen Kräften; das Nashorn hinterher, Bäume niederstürmender. Als das Pferd zu den Begleitern zurück kam, ging das Nashorn auf diese los, welche sich aber glücklicher Weise, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, hinter zwei große Bäume, kaum zwei Schuh auseinander, flüchteten, wo das Thier, in seiner Dummheit, schlechterdings dazwischen hindurch wollte und dieselben wie Rohr zittern machte; indessen waren sie doch so dick, daß sie den Stößen seiner Stirn widerstanden und die Leute Zeit hatten, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, durch welche es fiel.

Was man von seiner Freundschaft mit dem Tiger sagt, scheint mir nur eine Heuchelei zu sein: denn ein weibliches Nashorn, welches ein Junges hat, läßt den Tiger nicht neben sich her gehen, und als ich einmal aus der Stadt an den Fluß spazieren ging, um die lieblichen Pflanzen zu betrachten, fand ich am Ufer ein junges, noch lebendiges und jämmerlich heulendes Nashorn liegen, dem die Hinterbacken abgerissen waren, ohne Zweifel von einem Tiger. Wenn auch beide Thiere neben einander hergehen, so sehen sie einander immer mit schiefen Augen an, grunzen und bleken die Zähne, was sicher kein Zeichen von Freundschaft ist.

Unter den vielartigen Jagdthieren, welche Capitain Cumming während seines fünfjährigen Aufenthaltes in den Wildnissen von Südafrika verfolgte, nimmt das Nashorn einen sehr bedeutenden Rang ein durch das Interesse, welches sich an dieses massenhafte, gewaltige, kühne Thier knüpft. Von seiner Natur und Lebensweise kennen wir Europäer noch blutwenig. Von Levaillant bis auf die heutige Zeit haben alle Reisende viel von ihm erzählt, doch im Grunde alle mehr oder weniger nach fremden Schilderungen, als nach eigener Anschauung und Beobachtung. Auch aus Cumming's Beobachtungen scheint hervorzugehen,

daß das Nashorn eines der stärksten, wildesten und gefährlichsten, so wie auch der scheuesten Thiere im Innern Afrika's ist. Wir sagen absichtlich: des Innern von Südafrika; denn erst in den Wildnissen und Einöden jenseits aller Ansiedelungen von Boers und Eingeborenen trifft man das gewaltige Thier. Es fürchtet den Menschen nicht und ist — wenn nicht angegriffen — ein harmloses Geschöpf; wird es dagegen gereizt oder verwundet, so ist es ein furchtbarer, wegen seiner Gewandtheit und Stärke gewaltiger Gegner. Nur selten gelingt es, ein Nashorn zu überraschen, denn neben seiner großen Sinnesschärfe und seinem scheuen Wesen kommt dem Rhinoceros noch zu gute, daß es stets von einer Art Schutzengel begleitet ist, — dem sogenannten Nashornvogel (nicht zu verwechseln mit dem Buceros, der hier nicht gemeint ist). Dieser Vogel, der sich von den Maden und Engerlingen zu nähren scheint, welche in den Excrementen des Nashorns vorkommen, ist der stete Gefährte des großen Thieres, und warnt es bei der Annäherung von Feinden durch einen lauten, gellenden Schrei.

Capitain Cumming sagt selbst:

„Ich habe oft beritten ein Nashorn meilenweit gejagt und viele Schüsse darauf gethan, bis ich es erlegte, aber trotz dieser Jagd blieben doch immer mehrere Nashornvögel während der ganzen Dauer der Jagd in der Nähe des Thieres. Da sie bald auf seinem Rücken, bald an seiner Seite sich anklammern und sich von dem Nashorn tragen lassen, so gemahnten sie mich an Matrosen auf dem Deck irgend eines über den Ocean hinsegelnden Barkschiffes; wenn dann meine Kugeln eine um die andere hinter dem Schulterblatt des Nashorns einschlugen, so schwangen

sie sich nur einige Ellen hoch in die Luft, erhoben ihren durchdringenden Warnruf und nahmen dann wieder ihre alte Stellung auf dem Nashorn ein, die sie auch bei Nacht nur selten verlassen. Manchmal geschah es, daß die unteren Zweige der Bäume, unter welchen das Nashorn hinarraunte, sie von ihrem lebendigen Verdeck heruntersetzten, aber immer kehrten sie wieder an die zuvor eingenommene Stelle zurück. Ich habe oft Rhinocerosse geschossen, wenn sie Nachts zur Tränke an's Wasser kamen, und die Vögel, welche die erlegten Nashorne dann für schlafend halten mochten, blieben bis zum Morgen bei ihnen, und schrien, wenn ich mich ihnen nahte, aus Leibeskräften, um das Rhinoceros aus seinem tiefen Schlafe zu erwecken, bevor sie davon flogen.

„Am 4. Juni,“ sagt Cumming, „sah ich zum ersten Male das Nashorn. Nach eingenommenem Kaffee ritt ich ohne Begleitung, nur mit meiner Büchse bewaffnet, aus, und es dauerte nicht lange, so stieß ich auf ein großes weißes Nashorn mit einem halbgewachsenen Kalbe, die in einer dornichten Mäule standen. Da es Wind von mir erhielt, brach das Alte mit schnellstem Laufe auf durch dicke Dornbüsche, das Junge voran, wie dies beim Nashorn immer der Fall ist; die Mutter lenkte seinen Lauf, indem sie ihr Horn von ungefähr drei Fuß Länge an die Seite legte.

Mein Pferd scheute Anfangs sehr ob dem ungefügen Aussehen des „Echoshorn“, allein nachdem ich es mit Sporn und Peitsche tüchtig bearbeitet, gelang es mir, dem Nashorn nachzureiten, das ich erreichte, als das Terrain mir günstiger wurde, und ich jagte ihm eine Kugel durch die Schulter, obwohl ich im Galopp schießen mußte. Trotz des starken Schweisses, welchen das Thier verlor, floh es doch mit ungeminderter Kraft und Schnelligkeit, und hatte bald eine unwegbare dornichte Sumpfwaldung erreicht, wo ich ihm nicht nachkommen konnte, sondern die Jagd aufgeben mußte. Eine halbe Stunde später stieß ich auf ein zweites Nashorn, ein altes Männchen von der weißen Art; ich stieg ab, schlich mich bis auf zwanzig Schritte heran und feuerte beide Läufe nach dem Schulterblatte ab, worauf

das Thier sich mit einem lauten, schnaubenden Geräusch durch die Büschern zur Klucht wandte und Alles nieder-
rannte, was ihm in den Weg kam.

Kurz darauf befand ich mich am Ufer des Stromes, in dessen Nähe meine Wagen ausgespannt waren. Während ich so dem Wasserrand entlang ritt, sah ich plötzlich ein Männchen von dem Boréle oder schwarzen Nashorn kaum hundert Schritte von mir entfernt stehen. Rasch stieg ich vom Pferde, band dieses an einen Baum und schlich mich dann im Schutze eines starken, hohen Gebüsches bis auf zwanzig Schritte zu dem mächtigen Gethier heran. Das Boréle hörte mich herannahen, kam mir entgegen und streckte mir plötzlich seine häßliche Schnauze auf kaum zwanzig Schritte entgegen. Da ich wohl wußte, daß ein Schuß auf den Stich (von vorne) nicht tödtlich sein würde, so sprang ich auf die Beine und rannte hinter den Busch. Darauf griff mich das Ungethüm mit lautem Schnauben an und jagte mich um das Gebüsch her. Wäre es so flink wie häßlich gewesen, so hätte ich meinen Vorwitz theuer bezahlen müssen; so aber hatte ich durch meine Fußfertigkeit den Vortheil über ihn. Nachdem es mich ein wenig durch den Busch betrachtet, schickte ich ihm eine Kugel zu, die dasselbe ziemlich unsanft traf, worauf es mit lautem Schnauben Kehrt machte und mich als Herrn des Schlachtfeldes ließ. Ich sandte ihm noch eine Kugel durch die Rippen, um ihm bessere Manieren beizubringen.

Das Rhinoceros kommt in Südafrika in vier Arten vor, welche die Betschuanen mit folgenden Namen bezeichnen: das Boréle oder schwarze Rhinoceros; das Ketloa oder zweihörnige schwarze Nashorn (*Rh. bicornis*); das Mutshotschu oder weiße Nashorn (*Rh. simus*) und das zweihörnige weiße Nashorn, bei den Betschuanen Kobaoa genannt. Beide Arten des schwarzen Nashorns sind ausnehmend wild und gefährlich und greifen oft sogar ungereizt Gegenstände an, die ihnen auffallen. Sie

werden nicht sehr fett und ihr Fleisch ist zähe und bei den Betschuanen nicht sehr beliebt; ihre Nahrung besteht fast nur aus den dornigen Zweigen des sogenannten wait-a-bit thorn, einer sehr bedorneten Mimosenart, von den Holländern vyacht um bige genannt. Ihre Hörner sind weit kürzer, als die der andern Spielarten und selten mehr als 18 Zoll lang, aber vom beständigen Reiben an den Bäumen stets spiegelglatt. Der Schädel ist ganz eigenthümlich geformt und besonders merkwürdig die entseßliche entwickelte Verknöcherung über den Rüßtern; auf dieser Masse wird das Horn getragen. Die Hörner stehen übrigens nicht mit dem Schädel in Verbindung, sondern nur mit der Haut und können also mittelst eines scharfen Messers abgelöst werden. Das sehr harte und durchaus massive Horn liefert ein treffliches Material für Drechslerarbeiten, wie Trinkbecher, Ladehämmer für Büchsen, Handhaben u. s. w., und läßt sich sehr schön poliren. Die Augen des Nashorns sind klein und stechend und nicht sonderlich scharf, so daß es den Jäger nicht leicht bemerkt, wenn dieser sich ihm von der Leeseite zu nähern weiß. Die Haut ist äußerst dick und zähe und fest gegen alle Kugeln, die nicht durch eine Legirung mit Zinn oder Antimon härter gemacht worden sind.

Bei Tage findet man das Nashorn meist schlafend liegen, oder träge an irgend einer einsamen Waldstelle oder am Fuße von Felsen im Schatten von breitkronigen Mimosenbäumen stehen. Erst mit Anbruch der Nacht wechseln sie und legen eine ziemliche Strecke zurück. Zwischen neun Uhr Abends und um Mitternacht gehen sie zum Saufen an die Quellen,

bei welcher Gelegenheit sie am leichtesten, erfolgreichsten und mit der geringsten Gefahr geschossen werden. Das schwarze Nashorn hat oft unbelästigt Anfälle von besonderer Wuth, wo es auf lange Strecken hin mit seinem Horn die Erde aufreißt und große Gebüsche aufs Hestigste niedertritt und zertwählt. An solchen Dickichten wegen sie gewöhnlich ihre Hörner unter lautem Schnauben und Pusten, und ruhen nicht eher, als bis sie alles niedergerissen und zertreten haben. Man will im Nashorn das Thier sehen, von welchem die Schrift sagt, Hiob 39, V. 10 u. 11:

Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir brache in Gründen?

Magst du dich darauf verlassen, daß es so stark ist? Und wirfst es dir lassen arbeiten?

Diese Stelle deutet offenbar auf ein gewaltiges Thier von großer Stärke und unbezähmbarer Wildheit — Eigenschaften, welche man am Nashorn ganz besonders wahrnimmt. Alle vier Arten wälzen sich gern im Schlamm und Morast, mit welchem ihre rauhe Haut voller Sprünge und Furchen beständig überzogen ist. Beide Arten des schwarzen Nashorns sind kleiner, rüstiger und lebhafter als das weiße, und so rasche Läufer, daß sie nur selten von einem Reiter eingeholt werden können. Beide Spielarten des weißen Nashorns haben in Lebensweise und Charakter viel Aehnlichkeit, daß die Schilderung für beide gilt; der einzige Unterschied besteht nur in der Länge und Lage des vordern Horns: das des Mutschotschu ist etwa zwei bis drei Fuß lang und nach rückwärts gekrümmt, während das Horn des Kobaoba oft mehr als vier Fuß lang ist und von der Nase in einem

Winkel von ungefähr 45 Grad absteht. Das hintere
 Horn ist bei beiden Spielarten nur 6—7 Zoll lang.
 Das Kobaoba ist weit seltener als die andern Nas-
 hornarten, und wird nur im tiefsten Innern, na-
 mentlich östlich vom Limpoposusse angetroffen; sein
 Horn gibt vorzügliche Ladestöcke für Büchsen, für
 welchen Zweck sowohl das Material, als die Herkunft
 desselben trefflich geeignet sind. Beide Arten des weißen
 Nashorns erlangen eine mächtige Größe und sind
 nächst dem Elephanten die gewaltigsten Thiere der
 Schöpfung; sie nähren sich hauptsächlich von Gras,
 werden sehr fett, und ihr sehr schmack- und nahr-
 haftes Fleisch wird noch dem von Ochsen vorgezogen.
 Sie sind sanfter und weit harmloser, als das schwarze
 Nashorn, und greifen nur selten ihre Verfolger an;
 auch sind sie nicht so behend, noch so flinke Läufer
 wie die andern, und werden von einem Reiter leicht
 eingeholt und zu Schuß gebracht. Der Kopf dieser
 Arten ist um einen ganzen Fuß länger, als der des
 Borélé; auch tragen sie den Kopf immer tief gesenkt
 wie ein Schwein, während das Borélé, besonders
 wenn es gereizt ist, den Kopf stolz in der Höhe
 trägt, was ihm ein weit kühneres, wilderes Aussehen
 gibt. Sie unterscheiden sich in ihrer Lebensweise da-
 durch vom Elephanten, daß sie sich nie in Rudel
 schaaren, wie diese, sondern immer einzeln oder höch-
 stens paarweise gehen. In Gegenden, wo sie häufig
 sind, trifft man allerdings zuweilen drei bis sechs
 beisammen, und einmal sah ich ungefähr ein Duzend
 auf einer Stelle, wo üppiges junges Gras sproßte;
 allein solche Begegnungen sind selten.

Wie gefährlich die Jagd auf dieses gewaltige Wild manchmal werden kann, davon nur folgenden einzelnen Zug.

Capitain Cumming erzählt:

„Am Morgen, nachdem ich meinen Leuten Befehl gegeben, nach der Quelle von Bodelonamy aufzubrechen, ritt ich mit Ruyster weg; wir nahmen unsern Weg ostwärts durch einen Wald von hohen, weit verzweigten Mimosen, welche meist mehr oder weniger durch das Durchbrechen einer Elephantenheerde beschädigt waren, die den Fährten nach vor etwa Jahresfrist sich mit ihrer riesigen Wucht hier hindurch gezwängt haben mochten. Wir konnten etwa zwei Meilen weit geritten sein und hatten zu beiden Seiten in der Ferne große Rudel Wild erblickt, als ich plötzlich eines alten, kräftigen, männlichen Borelé oder schwarzen Nashorns ansichtig wurde, dessen Haut wie die Rinde einer uralten Eiche anzusehen war, und das etwa 120 Schritte vor uns seine Ohren spitzte. Es hatte uns nicht bemerkt, schritt nach einer Weile langsam auf uns zu und blieb endlich, seine breite Seite uns zuwendend, vor uns stehen und nagte an einigen dornigen Fackelbisteln, kaum sechszig Schritte von der Stelle, wo wir hielten. Ich schoß vom Sattel aus und traf es hinter dem Schulterblatt, worauf es in furchtbarer Bestürzung etwa hundert Schritte weit vorausrannte, mit einem ohrenzerreißenden Gebrüll, und dann stehen blieb und sich umsah. Sodann jagte es sogleich wieder davon — ich hinter ihm her, fand aber, daß ich kaum mit ihm Schritt halten konnte. Als ich es endlich einholte, sah ich es stark aus seiner Wunde schweissen.

Die Jagd führte uns mitten durch ein großes Rudel blauer Wildebeests, Zebras und Springböcke, welche uns höchst betroffen anstauten. Endlich feuerte ich mit dem Lauf, aber mein Pferd war unruhig und ich fehlte. Lange Zeit ritt ich neben ihm her, weil ich in meiner Unwissenheit hoffte, ich werde es endlich zum Stand bringen können, was aber das Rhinoceros niemals thut. Plötzlich fiel es flach auf seine breite Seite an den Boden nieder, sprang

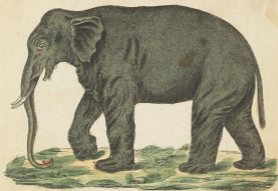
aber beinahe im Nu wieder auf und setzte seinen Lauf fort, als ob nichts geschehen wäre. Am Ende langweilte mich die Jagd, weil ich mein Pferd für die Elephanten frisch erhalten wollte; ohnedem lag mir wenig daran, ob ich es erlegte oder nicht, da ich bemerkte, daß sein Horn vor Alter und Ungeßüm ziemlich abgenutzt war. Ich wollte also der Sache ein Ende machen, spornte mein Pferd an, ritt voran und vertrat ihm so zu sagen den Weg. Auf dieses hin griff mich das häßliche Unthier sogleich auf's Entschlossenste an und schnaubte furchtbar durch die Nüstern. Obwohl ich nun rasch mein Pferd herumwarf und links abschwunkte, verfolgte es mich doch einige hundert Schritte weit in solch wüthendem Rennen und mit seiner scheußlichen hornigen Schnauze nur so wenige Ellen vom Schweife meines Pferdes entfernt, daß mein kleiner Buschmann, welcher in Todesangst den Vorfall aus der Ferne mit ansah, den Tod seines Herrn für unvermeidlich hielt. Ich war allerdings dem Tode gewaltig nahe, und verdankte meine Rettung nur der Eile meines Pferdes, das, von Angst getrieben, diesmal sein Aeußerstes that. Das Nashorn kehrte glücklicherweise bald um und ging seinem früheren Wege nach, und ich war mit dem Zusammentreffen und Tête-à-Tête, das ich mit ihm gehabt, schon so zufrieden, daß mir alle Lust verging, eine vertrautere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Ich suchte also das Weite und ritt nach dem Lager zurück. Ob es in Folge des erhaltenen Schusses krank ward und verendete, habe ich nicht erfahren können, denn wir verließen noch am selben Tage die Quelle von Boddionamy."

Das Flußpferd,

(Zaf. IV.)

ein Thier so dick wie ein Ochse, aber nicht so hoch und wohl doppelt so lang als dieser, findet sich jetzt nur noch im südlichen Afrika. Man glaubt, es sei das im Buch Hiob beschriebene Behemoth; seiner Gestalt nach könnte es eher Flußschwein heißen.

Indischer Elephant.



Flusspferd.



Ostind. Nashorn.



Tapir.